

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 14

Artikel: Der Dank der heiligen Catharina
Autor: Bach, Steffi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ster, dessen Pinsel wir auch anderswo, zum Beispiel in Palagnedra im Centovalli, begegnen, eine prächtige, aus dem Jahre 1528 datierte Bilderfolge hingezaubert. Wir stehen nicht an, die sieben Bilder dieses Freskenzyklus zum Allerbesten zu zählen, was in Tessiner Landkirchen an alten Malereien erhalten geblieben ist. Hier fesseln uns sofort die unendlich warmen, leuchtenden, in süßem Schmelz prangenden Farben, die Vortrefflichkeit und meisterhafte Sicherheit der Zeichnung, neben der Schönheit und Vollkommenheit der Komposition. Hier findet man Frauenköpfe von edelster Anmut und Durchgeistigung, daß man dabei an die Madonnen Andrea del Sartos erinnert wird, und Männergestalten, die einem Luini zur Ehre gereichen würden.

Wertvolle, guterhaltene Fresken des gleichen Meisters finden sich dann auch, wie oben erwähnt, in der Pfarrkirche S. Michele in Palagnedra, das auf der rechten Seite der „Hundert Täler“ hoch über der Melezza, dem Talfuß, gelegen ist. Nur einigen wenigen Kunstreisenden sind diese schönen Malereien bekannt, weil das Centovalli vor dem Bahnbau eines der wenigst besuchten Täler des Tessin war.

Desgleichen finden wir in manchen Kirchen und Kapellen der andern locarnesischen Täler

wertvolles Kunstgut. Es sei nur kurz an die Gemälde und Fresken Borgnis in Cimalmotto im Campotal und an die toskanischen Malereien in der Kirche von Brione im Verzascatal erinnert.

Auch die Landkirchen des Gottoceneri sind oft reichgeschmückt; trotz barocker Restauration erhielt pietätvoller Sinn fast überall die alten Malereien. So findet der Kunstreisende lohnende Ausbeute in den Dörfern des Malcantone, in dem an künstlerischer Tradition reichen Carona auf der Arbostora, wo sich unweit davon die schöne Wallfahrtskirche Madonna d'Onzero mit Fresken von Pedrini und die uralte romanische Klosterkirche S. Maria di Torello befinden. Dann auf der Collina d'Oro, deren schönste Kirche S. Abbondio in Gentilino, ebenfalls mit Fresken von Pedrini geschmückt ist. Ferner in der Pieve Capriasca, wo sich, wie eingangs erwähnt, das herrliche Abendmahlbild befindet, dessen Besichtigung wir dringend empfehlen. Auch im südlichen Kantonsteil, im Mendrisiotto, findet der Wanderer fast in jedem Dorfe interessante Kirchen mit mittelalterlichem Kunstgut in Fülle.

Wer mit Liebe und Hingabe den Spuren der alten Kunst in dem so reich gesegneten Tessin und seinen Kirchen und Kapellen folgt, wird reich beschenkt seine Schritte wieder der nordischen Heimat zuwenden.

Der Dank der heiligen Catharina.

Alberto, der junge Maler, gab heute ein gemütliches, kleines Fest. Er hatte ein Bild verkauft, sein jüngstes Werk, gleich von der Staffelei weg und sogar nach London in eine Privatgalerie, was bei einheimischen Künstlern nicht alle Tage vorkommt und ihm selber auch noch nie widerfahren war.

Die kleine Gesellschaft, Kollegen und wenige Kunstreisende, saßen um den Steintisch auf der kleinen, erhöhten Pergola, hinter dem Landhaus, von wo aus man unbehindert den Blick über Berge, See und Dächer des malerischen Tessiner Dorfes schweifen lassen konnte. An der Mauer, in einer hohen, rechteckigen Rüste sicher verpackt, lehnte das reisefertige Bild, von dem der Künstler vor wenigen Stunden Abschied fürs Leben genommen hatte. Zwar wurde der Verkauf so eben mit Wein, Geselligkeit und guter Laune gefeiert, aber leise Wehmut überschattete des Malers Züge. So erging es ihm immer, wenn er sich von einem seiner Kinder trennen mußte,

und gerade dieses schien ihm ganz besonders ans Herz gewachsen, vielleicht, weil er es nur so kurze Zeit besessen.

„Wie heißt eigentlich dein Bild?“ fragte ihn sein Freund, der nachdenkliche und schweigsame Bildhauer, zwischen zwei Zügen seiner immer glimmenden Pfeife.

„Bogliamo fare un giardino,“ antwortete Alberto, aber eigentlich sollte es ganz anders heißen. Ich möchte es am liebsten: „Der Dank der heiligen Catharina“ nennen, das wäre jedenfalls viel bezeichnender.“

„Du bist wieder einmal ein rechter Phantast, Alberto, was hat nur die besagte Heilige mit den Spielen der Kinder zu tun? Wie kommst du nur darauf?“

„Wenn du willst, nenne mich einen Phantasten, aber der heiligen Catharina zuliebe will ich Euch diese kleine Phantasie nicht vorenthalten, dann könnt Ihr selbst am besten urteilen, inwieweit ich zu meiner Annahme berechtigt bin . . .“



Bergkirchlein in der Leventina.

„Ihr wißt doch,“ fuhr er fort, indem er sich die unentbehrliche Zigarette anzündete, „daß ich letztes Frühjahr nach Italien fuhr, um im Auftrage einer Stiftung das Altarbild der heiligen Catharina in Siena zu kopieren. Ich kam an einem trüben, regnerischen Nachmittag dort an, und mein erstes war, mein heiliges Modell aufzusuchen, dem ich auf Gnade und Ungnade mehrere Wochen ausgeliefert sein sollte. Der Küster führte mich durch die Sakristei in eine kleine Nebenkapelle, in der ich über dem Altar das bewußte Bild, die heilige Catharina darstellend, zu Gesicht bekam.

Die Kapelle war kahl und freudlos, die katholische Pracht hatte hier plötzlich gänzlich versagt, auch der Altar erschien ungeschmückt und verlassen, von Gläubigen und Bittenden wenig aufgesucht.

Ich blickte zum Altarbild empor. Schon beim ersten Augenschein zog mich dasselbe ganz in seinen Bann, es strömte eine Ruhe und Feierlichkeit aus, die sich wie ein festlicher Mantel um mich legte. Ich stützte mich auf einen der Betschemel und bat den Küster, mich noch einige Zeit allein zu lassen, um mich noch intensiver in den Geist des Bildes hineinzudenken. Er schien sich über meine Bewunderung zu freuen, zündete

zwei Kerzen am Altar an und meinte: „Nicht wahr, sie ist schön, unsere heilige Catharina. Schade nur, sie scheint aus der Mode gekommen zu sein, denn es kommen immer weniger Fremde, um sie zu sehen, und unsere Einheimischen halten es mehr mit der Mutter Gottes.“

Ein warmes, rötlches Licht flackerte nun um das Altarbild. Jetzt erst vermochte ich es gut auszunehmen, konnte in die Tiefen des Hintergrundes dringen und den Falten des Gewandes folgen. Immer wieder aber blieb mein Blick an der blassen Lieblichkeit des Gesichtovales haften, und je länger ich es betrachtete, desto mehr entdeckte ich darin an milder Güte, gepaart mit hoheitsvoller Herbheit.

Da tauchte ganz plötzlich noch ein anderes Bild vor meinem inneren Auge auf, vermischt sich immer deutlicher mit den Zügen der heiligen Catharina, bis ich nicht mehr eines vom anderen zu unterscheiden vermochte. Ich sah vor mir eine schlanke, grazile Mädchengestalt, die still-versonnen mit ineinander gelegten Händen vor Michel Angelos Kunstwerken stand, als ich vor wenigen Tagen die Sixtinische Kapelle in Rom betrat. Ich hatte das Mädchen mit erschrockener Bewunderung betrachtet und war ihr in der Entfernung gefolgt, von Neugierde und stillem Ent-

züden getrieben. Da wandte sie sich um. Der selbe tiefe, sanfte Blick, dieselbe unnahbare Herzlichkeit und Entrücktheit wie auf diesem Bilde streifte mich. Sie schritt an mir vorbei, und ich folgte ihr nicht weiter, doch ihr Anblick blieb in mir haften und war nun lebendig und klar wieder hervorgetreten.

Ich mochte wohl eine Stunde lang in Andacht und Traum in der kleinen Kapelle gestanden haben und in Anbetracht der stillen Durchdringung, die das Antlitz der heiligen Catharina schon seit Tagen in mir vollzogen hatte, erschien mir meine aufgetragene Arbeit leicht und sicher auszuführen. Da nahte der Küster und ersuchte mich wegen der rasch herunterbrennenden Kerzen, vielleicht anderntags bei besserer Beleuchtung wieder zu kommen. Gerne folgte ich seinem Vorschlag, hatte ich doch selbst den nächstfolgenden Sonnentag zum Beginn meiner Arbeit bestimmt.

Ich schritt nun wieder hinaus in das gedämpfte Licht eines südlichen Regentages und suchte einen trockenen Unterschlupf auf, den ich denn auch unter der geschützten Terrasse eines kleinen Cafés fand. Die Fremdheit der Umgebung und der melodische Klang der Sprache machten mich aufmerksam und empfänglich für alles, was um mich geschah.

Ein halbwüchsiger Knabe betrat die Terrasse, Lumpen waren seine Kleidung, in Händen aber hielt er mehrere Büschel duftender Frühlingsblüten. „Una lira, signore, una lira,” flehten seine dunklen Augen noch mehr als seine weiche, tremolierende Stimme. Ich konnte nicht widerstehen und kaufte ohne recht zu überlegen den ganzen Zauber.

Da lagen sie nun vor mir auf der kalten Marmorplatte des kleinen Tisches, Marzissen, Mimosen, Osterglocken und Weilchen und kleine blaue Hyazinthen, der ganze südliche Frühling mit seinem bestreckenden Duft. Wohin aber damit? Hätte ich eine Frau, eine Geliebte gehabt, ich hätte die Blumen als duftende Gabe in ihren Schoß gelegt, so aber... Ich war allein, kannte niemand außer dem alten Küster der Kapelle.

Nein, noch jemand kannte ich, noch jemand war mir nah, vielleicht näher als irgend eine Gestalt aus Fleisch und Blut. Es war die heilige Catharina selbst, vereint mit dem Bildnis ihrer Doppelgängerin, und rasch entschloß ich mich, ihr diesen blühenden Reichtum darzubringen.

Abermals begab ich mich zur Kapelle, erbat mir vom Küster einen der Tonkrüge, die unbenuzt im Flur der Sakristei standen, füllte ihn mit Wasser und richtete die Blumen darin her nach allen Regeln der Liebe und Schönheit. Es war nicht ganz einfach, dem Küster klar zu machen, daß ich dieses Kunstwerk auf den Altar der heiligen Catharina stellen wollte, ihr zum Lob und mir zur Freude, doch endlich ließ er dem fremden Künstler seinen Willen, und ich konnte eigenhändig den Strauß unter das Bild stellen. Wohlgefällig betrachtete ich mein Werk, und es war mir, als hätte sich das sanfte Lächeln um den leuschen Mund der heiligen Catharina deutlich verstärkt und als hielte sie ihre schmale, herabhängende Hand nicht mehr der vor ihr knienden Gläubigen sondern mir zum Kusse hin.

Zwei lange Regentage vergingen, endlich schien am dritten eine blendende, italienische Sonne, und ich



San Quirico bei Locarno.



Loggia auf Madonna del Sasso.

konnte mit meiner Kopie beginnen. Ich trug Staffelei, Malkasten und Leinwand zum Küster und erbat mir den Schlüssel zur Kapelle, den er mir auch gerne überließ.

Mit Herzklöpfen und leiser Aufregung schloß ich auf und betrat den Raum meiner leuschen und stillen Liebeswerbung. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich wohl den Tonkrug wiederfand, ihn jedoch schnöde seiner ganzen Blumenpracht beraubt sah.

Hier lag meiner Ansicht nach ein offensichtlicher Frevel vor, denn einige zertretene Blüten und abgeknickte Stiele lagen zu Füßen der Altarstufen, wie von eiligen, ungeschickten Händen verstreut.

Ärgerlich stellte ich mein Malwerkzeug auf den Boden und stürzte hinaus, um den Küster ins Verhör zu nehmen. Eiligen Schrittes durchrannte ich den kleinen, sonnigen Hof, der mich von der Wohnung des Küsters trennte, da ertönten heitere, plaudernde Kinderstimmen und zwangen mich, rasch in diese Richtung zu blicken.

Ich sah drei Kinder zu Füßen eines niederen Sandhaufens hocken, während ein vierter mit nackten, braunen Beinen, breitspurig auf der

Höhe desselben stand und anscheinend das Spiel lenkte. Die drei kleinen Mädchen hatten Blumen in Händen; gelbe, blaue, weiße. Es waren wilde Frühlingsblumen, die sie nach kindlicher, primitiver Anordnung steif in den Sand gruben, so daß die welken Blumenköpfchen traurig nickend über dem gelben Sand hingen.

Lange guckte ich ihnen zu, hatte ich doch sofort meine entwendeten Blumen erkannt. „Was macht ihr denn mit den Blumen?“ herrschte ich die Kinder etwas unsanft an.

„Vogliamo fare un giardino, signore,“ antwortete man mir mit unbefangenen, munteren Stimmchen und arbeitete sorglos weiter.

Da wich der Ärger in mir, und statt noch mehr zu fragen, holte ich mein Skizzenbuch aus der Tasche und begann die reizend-liebliche Kindergruppe bei ihrem Spiele zu skizzieren.

Tage, ja Wochen vergingen. Die Kopie der heiligen Catharina nahte ihrer Vollendung, aber daneben war noch ein anderes Bild entstanden. Ich nannte es: „Vogliamo fare un giardino,“ und ich hatte kaum den letzten Pinselstrich daran gemacht, als es auch schon zu einem ansehnlichen Preis seinen Käufer fand und gerade in einem

Augenblick, wo ich des schnöden Mammons noch mehr bedurfte als sonst.

Dies betrachte ich als den Dank der heiligen Catharina. Sie hatte mir meine Blumenspende

in zartester Weise erwidert, indem sie meinem Pinsel Blumen entlockte, die vielleicht nicht so rasch verwelken werden wie unsere irdischen."

Steffi Bach.

Friedensgeister.

Abendglockenklingen
Trägt der Wind mir zu;
Über allen Dingen
Flügelt Dämmerruh'.
Purpurwelle geistert
Hoch am Himmelszelt;
Holder Schlummer meistert
Bald die laute Welt.

Klagend irren Stimmen
Hinter Strauch und Baum;
Ackerfeuer glimmen,
Gaukeln naht der Traum.
Wesen und Gestalten
Saugt das Dunkel ein;
Friedensgeister walten
Über allem Sein. Jakob Heß.

Die Blutorange.

Von Karl Gideon Gössle.

Leander Pauli gehörte zu jenen Jungen, die im Grunde ihrer Seele schüchtern sind, die aber ein lautes und auffälliges Gebaren an den Tag legen, um ihre innere Zartheit zu verbergen. Wenn zwei Kameraden sich verprügeln, so ließ sich Leander mit dem Sieger totsicher in eine neue Hauerei ein, obwohl ihm jede Art von Prügelei ein Greuel war. Aber er konnte vor sich selbst nicht bestehen, wenn er sich nicht bewies, daß die ihm innenwohnende Scheu zu überwinden war. Wenn irgend ein Schulfreund eine Roheit beginnt, so bemühte sich Leander Pauli bestimmt, diese Roheit zu übertrumpfen, obwohl er jegliche Roheit tief verabscheute. Er wollte lieber als roh denn als zartbesaitet gelten. Er wollte stets durch eine ihm nicht entsprechende Rüpelhaftigkeit sein wahres Wesen zudecken. Und diesem wahren Wesen entsprachen viel mehr die Träume, die er träumte, wenn er an schulfreien Nachmittagen einsam und allein durch den heimatlichen Wald schlenderte. Auch gehörte zu seiner Natur, daß er — noch nicht zwölfjährig — über Gott und Religion, über den Ursprung der Welt und der Gestirne, über den Bau des Himmels und den Sinn des Lebens nachgrübelte. Aber er schämte sich dieser seiner wahren Natur. So kam es, daß Leander Pauli im Ruf eines Knaben stand, dem viel zuzutrauen war und nichts. Man wußte, daß er gut sein konnte, wenn er wollte, aber auch, daß er — nur zu oft — nicht wollte. Man verglich ihn mit einem stillen Wasser, das tief gründete, oder auch mit der Unberechenbarkeit eines schwülen Sommertags: Die Sonne steht am

Himmel und der Horizont ist klar. Aber schon eine Stunde später bricht ein Wetter aus den urplötzlich herausgezogenen Wolken, das niemand vorher ahnen konnte. Kurz: Man traute Leander Pauli nicht über den Weg.

Eines Tages brachte Leanders Vater ein paar wunderschöne, kinderkopfgroße Blutorangen mit nach Hause. Er, der in seiner Jugend viele Entbehrungen hatte erdulden müssen, liebte es, seinen Kindern gelegentlich solche Freuden zu machen, weil er ja am eigenen Leibe gespürt hatte, wie der Mangel dieser kleinen Freuden schmerzen konnte. Diese Blutorangen sollten zum Nachtisch aufgegessen werden. Als es aber so weit war, stellte es sich heraus, daß eine der Blutorangen fehlte. Der Verdacht, sie weggenommen zu haben, fiel sogleich auf Leander. Und das nicht so ganz ohne Grund. Erstens war Leanders Vorliebe für Früchte dieser Art bekannt. Zweitens hatten sämtliche Familienmitglieder beobachtet, daß Leander die Blutorangen, als sie ausgepackt wurden, mit Blicken verschlungen hatte, die nicht unähnlich waren denen der Rahe, ehe sie nach der Maus hascht. Und drittens galt er — wie gesagt — als unberechenbar.

Leanders Vater war sehr gütig, aber auch — sehr streng. Er war immerwährend bemüht, seine Kinder zu ehrlichen, anständigen, zuverlässigen und beherrschten Menschen zu erziehen. Weil aber diese Eigenschaften nicht so ohne weiteres am Baume ihrer Jugend wuchsen, sondern weil im Gegenteil an diesem Baume eine Menge Untugenden und Unarten wucherten, hielt er es